

Im Gespräch

„Den meisten Deutschen geht es nicht um Israel“

Meron Mendel hat sich mit der besonderen Beziehung seiner Mitbürger zu Israel auseinandergesetzt. Der Leiter der Bildungsstätte Anne Frank über Versäumnisse der Erinnerungskultur, muslimischen Antisemitismus und moralische Selbstvergewisserung

Von Adrian Schulz

Herr Mendel, laut einer Studie aus dem Jahr 2022 stimmen 36 Prozent der befragten Deutschen der Aussage zu: „Was der Staat Israel heute mit den Palästinensern macht, ist im Prinzip auch nichts anderes als das, was die Nazis im Dritten Reich mit den Juden gemacht haben.“ Hat unsere Erinnerungskultur versagt?

In anderen Umfragen sind es sogar 40 bis 45 Prozent. Diese Einstellung zeigt einen Wunsch nach Entlastung. Darum ist sie so attraktiv. Wenn die Nachfahren der Opfer die Verbrechen fortführen, die die eigenen Großeltern und Urgroßeltern begangen haben, dann sind die gleich weniger schlimm. Dieses Narrativ ist erstaunlich gut kompatibel mit dem Stolz vieler Menschen in Deutschland auf die Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Einerseits kann man sich auf die Schulter klopfen. Wir sind Weltmeister der Erinnerungskultur! Und andererseits kann man sagen: Die da, die mal Opfer waren, wiederholen jetzt, was unsere Vorfahren getan haben. Natürlich vertreten nicht alle Leute gleichzeitig diese zwei Positionen, aber sie stehen zueinander nicht in Widerspruch.

Der Antisemitismusbeauftragte des Landes Berlin, Samuel Salzborn, hat die Vorstellung einer gelungenen Aufarbeitung des Nationalsozialismus einmal als „die größte Lebenslüge der Bundesrepublik“ bezeichnet. Stimmen Sie zu?

Das ist eine völlig ahistorische Betrachtung. Sie blendet die verschiedenen Formen und Entstehungsphasen dieser Aufarbeitung aus. Es gibt nicht nur die Gedenkveranstaltung zum 9. November im Bundestag, sondern auch Ini-

Zur Person

Meron Mendel, 46, ist deutsch-israelischer Erziehungswissenschaftler. Er leitet die Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main und arbeitet als Professor für transnationale soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences. Er wuchs im Kibbuz Mashabe Sade nahe Be'er Scheva auf und studierte Geschichte und Erziehungswissenschaften in Haifa und München. Mit seiner Frau Saba Nur-Cheema, einer Muslimin und Tochter pakistanischer Geflüchteter, veröffentlicht er die Kolumne „Muslimisch-jüdisches Abendbrot“.



tativen von „unten“, etwa von Künstler:innen, Jugendlichen und diversen Initiativen. In den 70er- und 80er-Jahren begannen sehr viele Menschen, oft in kleinen, selbstorganisierten Projekten, ihre familiären Verstrickungen in Deutschland aufzuarbeiten. Salzborns Behauptung passt paradoxerweise erstaunlich gut zu der des Historikers A. Dirk Moses.

Wie meinen Sie das? Salzborn ist ein vehementer Israel-Unterstützer, Moses steht der BDS-Bewegung nahe, die den Staat Israel wegen seiner Besatzungspolitik boykottiert und isoliert. Ja, und Moses behauptete in einem breit rezipierten Aufsatz, britische, amerikanische und israelische Eliten hätten den Deutschen ihre Erinnerungskultur aufoktroziert und diese zu einem „Katechismus“ gemacht, der die Deutschen zwingt, Israel politisch zu unterstützen. Aber wenn Salzborn von einer „Lebenslüge“ spricht, dann ist das ähnlich undifferenziert. Sicher ist die deutsche Erinnerungskultur nicht perfekt und muss kritisiert werden. Beide versuchen jedoch, eine facettenreiche Realität in ihre Theorien zu pressen.

In Ihrem neuen Buch „Über Israel reden“ beschreiben Sie den deutschen Diskurs über Israel als ähnlich vielschichtig. Seit Angela Merkel 2008 in der Knesset von der Sicherheit Israels als Teil der deutschen „Staatsräson“ sprach, gehöre die Solidarität mit Israel zum guten Ton in der deutschen Politik. Dagegen erkennt in Umfragen nur 40 Prozent der deutschen Bevölkerung eine besondere Verantwortung für das Land. Woher kommt diese Kluft?

Es lohnt sich, die Ursprünge der deutsch-israelischen Beziehungen zu betrachten. Als ich anfangs, für das Buch zu recherchieren, dachte ich noch: Deutschland stand immer an der Seite Israels. Merkel hat stets betont, dass nicht nur sie Israel besonders nahestehe, sondern auch alle Bundeskanzler vor ihr das getan hätten. Das Gegenteil war der Fall. Israel wollte zum Beispiel schon Mitte der 50er-Jahre diplomatische Beziehungen zur BRD aufnehmen. Das waren nicht die Nachkommen der Opfer, sondern die Opfer selbst! Und die BRD hat abgelehnt – weil man fürchtete, dann würden die arabischen Staaten die DDR anerkennen. Also aus reinen realpolitischen Motiven. Das hatte nichts mit Moral zu tun, wie sie heute zur Begründung herangezogen wird.

Aber ist es nicht eine Verbesserung, wenn der deutsche Staat sein Verhältnis zu Israel heute moralisch begründet, statt das ausschließlich realpolitisch zu tun?

Auch dabei geht es nicht um Israel selbst. Es wird reduziert zu einer Projektionsfläche für das deutsche Selbstverständnis. Das kam durch den Fall der Mauer. Davor war die moralische Begründung der BRD eindeutig: Der Ostblock, die DDR, das sind die Bösen. Wir dagegen sind liberal, demokratisch, und haben schon allein deshalb aus der Vergangenheit gelernt. Nach dem Mauerfall suchte man einen neuen Kompass und fand ihn in Israel. In den Jahren davor wurde Israel im Plenum des Bundestages zwischen 70- und 450-mal pro Legislaturperiode erwähnt. Zwischen 2017 und 2021 waren es rund 2100 Mal.

Sie müssten in Deutschland oft die Rolle des „jüdisch-israelischen Kronzeugen“ übernehmen, schreiben Sie in Ihrem Buch.

Wenn Leute erfahren, dass ich jüdischer Israeli bin, reichen die Reaktionen von spontanen Liebesbekenntnissen bis zu Hasstiraden. Wenn ich mit meiner Frau, einer Muslimin, in der muslimischen Community unterwegs bin, wird manchmal schon das Wort „Israel“ korrigiert. „Ah, du meinst Palästina!“ Mein Gegenüber akzeptiert nicht, dass Israel überhaupt ein zulässiger Begriff ist. Andere haben mir den Rücken zugekehrt, wollten einfach nicht mehr mit mir sprechen. Auch mit pro-israelischen Menschen hatte ich unangenehme Begegnungen. „Ihr habt so ein schönes Land. Was wollt ihr Israelis denn jetzt hier in Deutschland?“

Wie reagieren Sie darauf?

Ich versuche, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Wenn es nicht bedrohlich wird, ist das wie eine Entdeckungstour. Welche biografischen Erfahrungen und Komplexe bringen die Menschen mit? Erzählen sie mir gleich von ihren Nazi-Großeltern?

Und was lernen Sie daraus?

Dass es den meisten nicht um Israel selbst geht. Nur sieben Prozent aller Deutschen waren einmal dort. Die wenigsten können also etwas Reales damit verbinden, wenn sie darüber reden, sondern haben einen Bezug durch zwei Dinge: die Nachrichten vom Konflikt mit den Palästinensern – und das Gedenken an den Holocaust. Beides keine besonders freudbringenden Assoziationen.

Sie skizzieren in Ihrem Buch die Konfrontation in deutschen Debat-

Auf Kosten der Sicherheit
Der Streit um Israels Justizreform spitzt sich zu



Jetzt lesen – Exklusiv für Abonnenten



T+



Meron Mendel wuchs auf im Kibbuz Mashabe Sade, seine Frau ist Muslimin.

„Merkel hat stets betont, dass nicht nur sie Israel besonders nahestehe, sondern auch alle Bundeskanzler vor ihr das getan hätten. Das Gegenteil war der Fall.“

Meron Mendel

ten über den Nahen Osten, wie sie sich im Umgang mit der BDS-Bewegung oder im documenta-Skandal vom vorigen Sommer zeigt. Es stehen Antisemitismus-Forscher gegen postkoloniale Theoretiker, Experten für Judenhass gegen Experten für Rassismus. Warum machen Menschen, die gegen Diskriminierung kämpfen, einander eigentlich das Leben so schwer?

Beide Seiten sind sich sofort einig, wenn Angriffe aus dem rechten Lager kommen, sei es das Attentat auf die Synagoge in Halle 2019 oder der rassistische Anschlag in Hanau 2020. Die Spaltung findet erst statt, wenn sich zwei Minderheiten gegenseitig Vorwürfe machen. So war es in der Debatte um die Einladung des kamerunischen Philosophen Achille Mbembe zur Ruhrtriennale 2021 oder bei der documenta 15. Die eine Seite sieht sich in der Rolle als Verteidiger von Juden und die andere Seite als Verteidiger von Menschen aus dem sogenannten globalen Süden. Es geht tatsächlich in den seltensten Fällen um die Bekämpfung von Antisemitismus oder Rassismus, vielmehr um die Selbstvergewisserung, dass man auf der moralisch richtigen Seite steht.

Antisemitische Vorfälle in muslimisch geprägten Communities machen oft Schlagzeilen, etwa Demonstrationen zum Al-Quds-Tag. Sie sind Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main, die an Schulen Workshops gegen Antisemitismus gibt. In der Stadt hat jeder zweite Einwohner einen sogenannten Migrationshintergrund. Wie beeinflusst das Ihre Arbeit?

Sicher gibt es eine Form von Antisemitismus, die besonders in die-

sen Milieus zu beobachten ist. Aber die ist keinesfalls verbreiteter als andere Formen. Auf den Querdenker-Demos etwa liefen ganz andere Menschen mit und trugen ihren Antisemitismus auf die Straße. Oder in der AfD und in Teilen der CDU um Hans-Georg Maaßen.

Und was ist das Besondere am muslimisch geprägten Antisemitismus?

Meist eine ausgeprägte Solidarität mit den Palästinensern. Die alleine ist selbstverständlich nicht antisemitisch, sondern ein gängiges, dreiteiliges Narrativ: Die Palästinenser sind unsere Brüder, sie sind auch Muslime, sie leiden unter den Israelis. Allerdings geht diese Einstellung oftmals Hand in Hand mit antisemitischen Vorstellungen wie dem Wunsch, Israel soll komplett aus der Welt geschafft werden. In den Gesprächen, die ich führe, stelle ich fest, dass die Solidarität oft sehr oberflächlich ist. Viele kennen weder reale Palästinenser noch die Entstehungsgeschichte des Staates Israel.

Sie schreiben ein Buch über Israel als deutsche Projektionsfläche. Aber Sie beginnen es mit Ihren eigenen Erfahrungen – etwa im Kibbuz und im israelischen Militär. Warum?

Eigentlich hatte ich das Buch schon fertig. Aber dann dachte ich: Wenn ich von meinen Leser:innen fordere, ihre eigene Position zu reflektieren, dann sollte ich das auch tun. Denn auch ich bin alles andere als unbeteiligt, sondern genauso beeinflusst: durch meine Sozialisation in einem rein jüdischen Umfeld, durch meine Frustration über das

Scheitern der Friedensbewegung, durch das Militär.

Als Linker seien Sie beim dreijährigen Wehrdienst schnell zum „potenziellen Problem“ Ihrer Einheit erklärt worden, schreiben Sie. Welche Konflikte haben Sie dort erlebt?

Die anderen hatten den Verdacht, ich sei ein Verräter, sie müssten aufpassen, was sie in meiner Anwesenheit sagen. Einmal, als ich schon Unteroffizier war, sah ich durch Zufall, wie ein Soldat meiner Einheit einen jungen Palästinenser ohrfeigte. Ich bestand darauf, dass er vor ein Militärgericht gestellt wird – das war alles andere als selbstverständlich. Er musste die restlichen vier Monate seines Einsatzes allein in einem Wachturn verbringen. Vier Jahre später rief mich mein jüngerer Bruder an, der inzwischen seinen Wehrdienst leistete und in dem Wachturn gewesen war. „Warum steht da: Meron Mendel ist ein Hurensohn?“

Hatten Sie jemals den Gedanken, zu desertieren?

Aus heutiger Sicht würde ich keinen Militärdienst in den besetzten Gebieten mehr leisten. Damals sah ich das mit anderen Augen, der Frieden mit den Palästinensern schien mir sehr nah. Es konnte nur noch eine Zwischenperiode bis dahin sein, glaubte ich. Und gleichzeitig empfand ich ein starkes Verantwortungsgefühl, die Existenz des Staates sichern zu müssen. Israel kann auch heute ohne Militär nicht existieren. Auch meine Familie wäre ohne es in Lebensgefahr.

Danach zogen Sie zum Studieren nach Deutschland, ins Land der

Täter. Mussten Sie sich damals dafür vor irgendjemandem rechtfertigen?

Damals galt das als Tabubruch. Meine Großmutter lebte zu der Zeit noch, sie war Überlebende des Holocaust und kam 1944 nach Palästina. Ich hätte es niemals fertiggebracht, ihr zu sagen, dass ich nach Deutschland auswandern will – und sozusagen den Weg wieder zurückgehe, den sie geflohen war. Einige Semester raus aus dem Dampfkessel Israel, wie ich es zunächst plante, das war akzeptabler.

Sie sind verheiratet mit Saba-Nur Cheema, einer deutschen Politologin, Muslimin und Tochter pakistanischer Geflüchteter. Wie leben Sie Ihre jüdische Identität?

Dieses Zusammenleben zwingt mich, meine jüdische Identität ständig zu reflektieren und darauf zu achten, dass sie nicht zu kurz kommt. Es ist mir auch wichtig, sie an meine Kinder weiterzugeben. Deswegen feiern wir zu Hause die jüdischen Feiertage und die muslimischen. Die christlichen kommen in Kita und Schule zur Genüge vor.

Sprechen Sie mit ihnen Hebräisch?

Ich habe zwei ältere Kinder aus erster Ehe und ein jüngeres mit meiner Frau. Ich spreche mit allen Hebräisch, meine Frau mit dem jüngeren Urdu.

Und für welche der beiden Religionen soll ihr Kind sich später entscheiden?

Ich hoffe, dass er sich niemals entscheidet. Es wäre für mich auch dann schmerzhaft, wenn er sich entscheiden würde, nur Jude zu sein.